



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Nemo: Randglossen zum Tage

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

einer sogenannten Jugendblüte aufnimmt. Das am meisten genannte angebliche Niedergangssymptom, der Geburtenrückgang, hat keine biologischen Gründe, liegt nicht an verjagender Zeugungskraft der Rasse und gibt daher — bei aller Bedenklichkeit — in dieser Hinsicht keinen Anlaß zu Schwarzseherei. In biologischer Beziehung darf also von einem „Altern“ des deutschen Volkes nicht die Rede sein.

Ober kann man vielleicht gewisse psychologische Kennzeichen finden, die Alterscharakter haben. Das starke Hervortreten der Reflexion, die Freude an historischer und psychologischer Abstraktion und damit zusammenhängend ein Zurücktreten des Phantasielebens scheinen das nahezu legen. Man hat sogar im Impressionismus, der eine Zeitlang auf allen Kulturgebieten herrschte, eine spezifische Alterserscheinung erblicken wollen. Indessen gründet sich auch diese Behauptung auf sehr oberflächliche Analogien. Aber selbst wenn sie recht hätte, wer beweist denn, daß nicht eine neue Richtung kommt, die wieder von vorn anfängt, wie wir das oft genug erlebt haben. Tritt nicht sogar eben im sogenannten Expressionismus eine Richtung ins Leben, die alle Kennzeichen der Jugendlichkeit und zum Teil einen recht ungebärdigen hat? Betont sie nicht das Recht des subjektivsten Gefühls, lehrt sie nicht Verachtung alles Relativismus, Psychologismus und was sonst als Alterserscheinung an der geistigen Kultur gelten konnte? Wir können es abwarten, ob aus diesem brausenden Most ein echter Wein wird; sicher ist jedenfalls, daß auch durch die stark hervortretenden Züge der jüngsten Vergangenheit, die einige Analogien zum Greisenalter böten, keinerlei Pessimismus berechtigt ist. Unsere Kultur ist schon öfter alt geworden und hat sich wieder verjüngt. Auch im Psychologischen bleiben „Jugend“ und „Alter“ Analogien. Und gerade im Wechsel der Perioden beruht ja die Lebendigkeit der Kultur.



## Randglossen zum Tage

An den Herausgeber



ist es eine richtige „tote Saison“, diese Ruhe der letzten Wochen? Wäre nicht die unvermeidliche allwöchentliche Auseinandersetzung mit und über Herrn Erzberger, dem von der Konkurrenz eine freiwillige Reklame gemacht wird, um die ihn jeder Warenhausbesitzer oder Theaterdirektor beneiden wird, es fehlten in diesem Mai alle erregten Ober- und Untertöne in der politischen Unterhaltung. Es ist zu schön und zu vernünftig, um lange zu dauern. Daß ganz wie im Frieden um diese Jahreszeit — eigentlich sogar ein wenig früh, selbst für Friedensverhältnisse — in den „weitesten Kreisen“ der wesentliche Gegenstand der Aufregung das Problem ist, ob der Portier das Gepäck rechtzeitig an den richtigen Bahnhof das Problem ist, ruft fast das längst vergessene Wort „saure Gurkenzeit“ ins Gedächtnis, zumal auch die Zeitungen die üblichen neckischen Plaudereien in der Blaublümleinweis friedlichster Sommerzeit darbieten. Nur hie und da großt's einmal kurz aus der alldeutschen Ecke oder dem sozialdemokratischen Winkel. Tränen trieb mir's in die Augen, als ich dieser Tage einen meterlangen richtigen Sommerleitartikel über die Frage der Abschaffung des Goldes als Währungsgrundlage las. Ach Gott, Währungsartikel in der Presse waren von jeher das sichere Zeichen, daß nichts los war. Man denkt gerührt an die Zeiten, da es noch Papier und Geduld und Leser gab für den Bimetallistenstreit. Es wird glaubwürdig versichert, daß an der Front, in der unmittelbaren Nähe feuernder Batterien, Rotkehlchen oder Schwarzamseln ruhig in ihrem Neste sitzen bleiben. Es ist dieselbe Anpassung, wie sie sich bei den Menschen im vierten Kriegssommer

zeigt. Wandelt man abends an den Lauben, den einfachen oder den sozial höher stehenden, an der Stadtperipherie vorüber und sieht, wie emsig und behaglich sich die Leute den Randländerfreuden der Weltstadt widmen, sieht man auf den Balkonen im traulichen Licht der Lampe die Familien vereint, hört man aus den Hintergründen der weitoffenen Zimmer einen Schmalztenor sich von der Gramophonplatte loslösen, während links und rechts, oben und unten gleichzeitig fünf Klaviere sich an die Öffentlichkeit flüchten, so wird man an die Rotkehlchen und Schwarzmajeln erinnert und sieht auch hier, daß das kleine Leben sich durch die großen Ereignisse nicht stören läßt. Ob Pferderennen oder Theaterpremieren, ob Sommerabend-Familienleben oder Freibad Wannsee, was auch eine Form des Familienlebens ist, wenn auch nicht die schönste, wie aufgestautes und wieder freigegebenes Wasser läuft das Leben des Alltags nach dem Orkan, der es durchpeitscht hat, in die gewohnten Rinnale zurück und füllt die alten Pfützen. Sind die Menschen so stark oder so schwach, so klug oder so töricht, so ruhig oder so stumpf, so leichtsinnig oder so unerschütterlich? Immer wieder stellt sich die Frage. Nehmen wir an — vielleicht ist das richtig —, es sei der Stil des fünften Kriegsjahres, der sich logisch und psychologisch entwickelt hat. Wer vom Regen in einer Unterkunftshütte überrascht wird, wartet die erste halbe Stunde ungeduldig an der Tür stehend und alle fünf Minuten hinausspähend. Dann legt er den Mantel ab, zieht ein Buch hervor, setzt sich nieder und liest und schaut nicht mehr auf. So hält er den längsten Regen aus, ohne nervös zu werden, während das Warten an der Tür die Nerven unruhig macht. Vielleicht haben wir den Stil gefunden, den wir nunmehr beibehalten werden, bis nach dem aberwitzigen Willen der Entente ihr soviel Fehlschläge zuteil geworden sind, daß die Autoritäten Lloyd Georges, Wilsons und Clemenceaus daran zerbrechen.

Es war in den ersten Kriegstagen, als noch die erste Aufregung herrschte und mancher harmlose Zeitgenosse, der durch einen schwarzen Vollbart oder sonderbare Kleidung auffiel, unter erheblichem Geschrei von der Menge als Spion festgenommen wurde. Da eilte in der Tauerngien-Straße ein alter Herr mit wildem Blick hin und her, und wo er ein junges Mädchen sah, das den damals modernen Schlagrock trug, sprang er hinzu und suchte mit bereitgehaltenen Stecknadeln empört der Erschrockenen den Rockschlit, der einen Blick auf das mehr oder weniger hübsche Bein gestattete, zuzustechen. Dieser erregte Greis war der Typus des außer Rand und Band geratenen Philisters. Dessen politischer Typus waren die Sänger der Haßgesänge, ihr philologischer die Fremdwortzerstörer, die das unschuldig-gewohnheitsmäßigste „Abdö“ mit rauher Mahnung in die Kehle des Sprechenden zurückscheuchten und verlangten, daß man „auf Wiedersehen“ sage, auch wenn es dem Gerichtsvollzieher galt. Im Geschäftsleben wütete der kaufmännische Vertreter dieser Gattung, der mittels eines den Geschäftsbriefen aufgedruckten Gummistempels den lieben Gott aufforderte, England zu strafen. Man kann dieses wildgewordene Philistertum als so gut wie verschwunden bezeichnen. Der Soldat hat auch hier als Erzieher gewirkt, indem er sich an diesen Torheiten nicht beteiligte, sondern mit sachlicher Ruhe und Gründlichkeit dem Feinde die nötigen Niederlagen beibrachte, ritterlich seine Tapferkeit anerkennend, gutmütig lieber an irgeleitete, als bewußt böswillige Völker glaubend. Wenn die Feinde zu Propagandazwecken die Mode der Haßdichtungen beibehalten und die Amerikaner sie zu neuer Blüte gebracht haben, so erblickt der Soldat und der vom Philistertum geheilte Bürger darin nur das Zeichen, daß sie solche Mittel nötig haben, wo alle anderen versagen, und zucken die Achseln.

Niem, ein im Vergleich zu der ersten Kriegszeit neuer Lebensstil hat sich in Anpassung an die lange Kriegsdauer entwickelt und den ersten schönen Wochen des vierten Kriegssommers Ähnlichkeiten mit vergangenen Sommern gegeben, die den Beobachter überraschen. Aber der neue Stil ist kein neuer Stil, sondern die stillschweigende möglichste Wiedereinführung des vorkriegerischen Lebensstiles, soweit es die Verhältnisse gestatten, der Frieden im Krieg, soweit es möglich ist. Im Gegensatz zu dieser im Interesse des Durchhaltens erfreulichen Wiederverkehr hat der

lange Krieg Züge in unser Leben gebracht, die ebensoviele Zukunftsrätsel darstellen. Vor allem der neue Jugendstil. Draußen wie drinnen ist er gleich merkwürdig, draußen erfreulich, daheim das Gegenteil. Ruhm und Ehren, wie sie in früheren Zeiten ergrauten Schlachthelden zuteil wurden, sind heute eine fast schon alltäglich gewordene Kriegserrungenschaft von Jünglingen. Mit Begeisterung und Bewunderung blickt ein Volk vom Kaiser bis zum Mann in der Straße auf Helden, die im Frieden als unbekannte junge Männer höchstens als Tennis- oder Tanzpartner hätten Ruhm ernten können. Das an individueller Preisgabe und Kühnheit weithin Sichtbarste leisten unter Millionen Männern heute im Verhältnis die Jüngsten und ihre Namen gehen von Mund zu Mund, ihre Bilder von Hand zu Hand. Diese Tatsache gibt der Jugend eine Stellung, wie sie sie noch niemals innegehabt hat. Die Älteren können nichts tun, als die altüberkommene Pose der lächelnden Überlegenheit aufgeben — diejenigen, die nicht halb so alt sind, halten den Rekord der kühnen Taten und der weithin wirkenden Erfolge. Der Unterschied der Jahre ist von jungen Armen beiseite geschoben, neben dem berühmten weißhaarigen General steht ein ebenso berühmter junger Mensch, der sein Enkel sein könnte. Diese Eroberung des höchsten Ruhmes durch die Jüngsten ist eine Erscheinung, von der starke Wirkungen ausgehen werden. Der junge Mann wird auf allen Lebensgebieten eine andere Position haben und mitreden, wo er früher im Hintergrund zu bleiben hatte. Ein Strom von Jugend wird ins öffentliche Leben fließen. Daheim hat der Krieg eine andere Art Jugendstil entwickelt. Höchst unerfreulich, aber auch mit Wirkungen, die zum Nachdenken anregen. Ungezählte Knaben haben heute ein Einkommen, von dem ihre Väter vor fünf Jahren vielleicht für sich als von einem unerreichbaren Ziel geträumt haben. Ungezählte Knaben sind in der Lage (und machen davon Gebrauch) auf ihren Herrn Papa mitleidig herabzusehen, der keine Ahnung hat, wie man eine Flasche Sekt öffnet und im Verkehr mit Oberkellnern besserer Restaurants eine klägliche Schüchternheit an den Tag legt, vom Umgang mit der leichteren Damenwelt ganz zu schweigen. Der Hundertmarkschein in der Knabenhand ist das Symbol dieses Jugendstils. Der Knabe, der diesen Hundertmarkschein als Schlüssel zum Gitschrank der Genüsse benützt, ist eine Zeitfigur, die seit Jahr und Tag gründlich in unserem Leben hat Wurzel fassen können. Eltern, die ausgelacht werden, wenn sie dem unmündigen Hochverdiener befehlen wollen, die gelernt haben, die Überlegenheit dieser Jugend hinzunehmen, die sich Lohn und Genuß nach unreifem Gutdünken selbst zu bestimmen pflegt, sind eine Erscheinung dieses neuen Stils geworden, der Zeit gehabt hat, hübsch tief Wurzel zu schlagen. Draußen die Jugend, die im Alter d s Werdens, der sorglosen Lebensfreude, mit beispielloser Hingabe Pflichten einer übermenschlichen Selbstdisziplin erfüllt — daheim die Jugend, die von feir er Autoritätsfessel mehr gehalten wird und materielle Güter ungehindert in einem Maße in Genüsse ummünzen kann, wie das sonst nur verhältnismäßig wenigen Exemplaren der mehr oder weniger vergoldeten Jugend möglich war. Es wird einst die Aufgabe der einen sein, an der Beseitigung der Schäden mitzuwirken, die die vorläufig nicht zu ändernde Entwicklung durch die anderen anrichten läßt und an den anderen anrichtet. Dazwischen steht soweit sie nicht mit im Felde ist, und dort die Pflichten der ungezählten treuen Namenlosen erfüllt, die den alten und den jungen Soldaten eng zusammenschließen und — auch eine eigenartige Entwicklung einer unwälzenden Zeit — jeden Unterschied verwischen, eine lernende Jugend, mit einem Fuß schon im Heer und eine vorzeitig in die bürgerliche Arbeit Erwachsener hereingezogene, die vorzeitig ernst und verantwortungsbewußt geworden ist. Eine immer größer werdende Gruppe, die den ernstesten, schwersten Esil der Zeit verkörpert, sind die unzähligen Mädchen und Frauen, die harte Männerarbeit verrichten und unter der Last männlicher Pflichten vermännlicht werden. Ein neuer Typus, den die Zeit vor dem Kriege nicht gekannt hat. Im belgischen Kohlenrevier gab's ihn als Ausnahme und in der kräftigsten Gestalt: die schwerarbeitende Frau in Männerkleidung. Wir werden die körperlichen, seelischen, sozialen und wirtschaftlichen Wirkungen der Entstehung

dieses neuen Frauentyps zu verarbeiten haben. Verschärft wird diese Frauenfrage durch die trübe gewordenen Heiratsaussichten unzähliger Mädchen aller Schichten. Der Krieg hat grausam die Männerauswahl in den Heiratsjahrgängen verkleinert. Die schweren kommenden Jahre werden die Ehescheu der Männer unendlich verschärfen. Kein Gesetz, keine Steuerentlastung wird dagegen helfen, daß viele, viele Mädchen sich auf ein eheloses Leben einrichten müssen. Das Große, das auf einmal, mit einem gewaltigen Entschluß geleistet werden muß, wird von den Männern verlangt, das Schwere, das lange, öde Jahre hindurch getragen werden muß, das Leben ohne anderen Inhalt, als Entfagung, von den Frauen, von ihnen, wie immer, doch das Schwerste.

Ihr

Nemo



## Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland



unter diesem Titel hat der Heidelberger Nationalökonom und Politiker Max Weber soeben eine Schrift erscheinen lassen\*), die zu dem Sachkundigsten und Wertvollsten gehört, was über den Gegenstand bisher gesagt worden ist. Auch wo man den Schlüssen und Folgerungen, die der Verfasser zieht, nicht zustimmen kann, bleibt die intensive Beschäftigung und Auseinandersetzung mit seinen Gedanken hoher Gewinn, eine wahre Pflanzschule politischer Bildung. Auch für den „staatsrechtlichen Sachmann“, obwohl Weber bescheiden ihm nichts „Neues“ zu sagen glaubt.

In Anbetracht der Wichtigkeit des Themas und seiner Behandlung durch Weber sei zunächst eine Analyse der Schrift vorausgeschickt, mit der wir gleich Einzelkritik verbinden.

Die „Vorbemerkung“ begründet die Stellungnahme des Autors zum Problem mit seiner Beobachtung, „daß die bisherige Art der staatlichen Willensbildung und des politischen Betriebes bei uns jede deutsche Politik, gleichviel welches ihre Ziele seien, zum Scheitern verurteilen müsse, daß dies bei gleichbleibenden Verhältnissen künftig immer wieder genau so sein werde“, ohne die Garantie, stets durch das Schwert wieder gut machen zu können, was die diplomatisch-politische Feder verdirbt. Man muß also jene Verhältnisse ändern. Und das soll und kann nach Weber, um es gleich zu sagen, nur durch Einführung der parlamentarischen Regierungsform geschehen.

Das Bedenken, eine Kritik an unserer Staatsform „liefere den Feinden Waffen“, wird abgelehnt. Damit habe man uns zwanzig Jahre den Mund verbunden, bis es zu spät war. „Was haben wir jetzt noch durch solche Kritik im Auslande zu verlieren? Die Feinde könnten sich beglückwünschen, wenn die alten, schweren Schäden auch weiter bestehen bleiben.“ Sogleich ein kennzeichnendes Beispiel für die höchst subjektive und zuspizende, gelegentlich auch wohl überspizige, Art Webers, die Dinge zu schauen.

„Jetzt“ haben wir vielleicht nichts mehr zu verlieren, aber damit ist doch der Einwand nicht erledigt, daß die früher von gewisser Seite nicht abbrechende Klage über deutsche Verfassungsunfreiheit dem Auslande die Waffen geliefert hat,

\*) In der von Sigmund Hellmann herausgegebenen Sammlung „Die innere Politik“, Dunder u. Humblot, München und Leipzig 1918. 182 S. Geh. 4 Mark.